

Jürgen Werbick

Für eine menschenfreundliche Kirche

Fundamentaltheologische Vorüberlegungen
zur ekklesiologischen Option „Nahe bei den Menschen“

♦ Anhand eines fiktiven Dialog-Beispiels veranschaulicht der Autor, Prof. em. für Fundamentaltheologie in Münster, dass gewisse Formen von Nähe bei Menschen nicht erwünscht sind, schon gar nicht in Corona-Zeiten. Noch mehr gilt für die Kirche angesichts der Missbrauchsfälle, übergriffige Formen der Annäherung zu vermeiden. Darum zeigt der Verfasser auf, unter welchen Bedingungen und mit welchem Feingefühl die Kirche ihre eigentliche Sendung erfüllen soll, den Menschen so zu begegnen, dass „sie sich das Evangelium nahe gehen lassen.“ Ein Hindernis ist aber nicht nur die Widerständigkeit der fremden Botschaft Jesu, sondern auch die „Partizipations-Verweigerung“ der kirchlichen Hierarchie selbst, die deutlich angesprochen wird. Nötig wäre vielmehr ein diakonisches, selbstvergessenes Anbieten eines anderen Lebensstiles „im Ausprobieren der Alternative mit Gott.“ (Redaktion)

1 Zwiespältige Nähe

Corona-Zeiten sind Zeiten der Sehnsucht nach Nähe. Social Distancing war und ist angesagt. Körperlich-leibhafter Nähe soll man sich nicht ungeschützt aussetzen. Wer sich nach Umarmt-Werden sehnt, wird kaum darauf achten, sich vor der Nähe der anderen zu schützen. Nicht wenige haben allerdings – gerade in der Kirche, in Gemeinden – die Erfahrung gemacht, dass Nähe nicht immer guttut. Sie kann Enge bedeuten, zur Übergriffigkeit führen, zur Vereinnahmung. Es hat nicht nur mit „Empfindlichkeiten“ zu tun, wie viel und welche Nähe man erträgt und wann man auf Distanz gehen möchte; sondern entscheidend mit der Erfahrung von Macht, auch von *Pastoralmacht* (Michel Foucault): Ich will mir nicht nahegehen lassen, was

mir nahekommt, wenn es mit einem Zugreifen verbunden ist, das mir mein Selbstsein streitig macht: „Oh ja, ich versteh dich so gut! Genau das kenn ich aus eigener Erfahrung.“ Nein, du kennst es nicht! Lass mir meine Erfahrung! Bilde dir nicht ein, dich mit mir auszukennen, besser noch, als ich mich mit mir selbst auskenne!

Das kann bis an die Grenze zum seelisch-geistlichen Missbrauch gehen, auch darüber hinaus. Und von der erzwungenen Nähe des körperlich-seelischen Missbrauchs war noch gar nicht die Rede: wenn die Lust an Nähe und Berührung brutal einseitig ist. Es besteht für die Kirchen, speziell für die römisch-katholische, eine dringende Notwendigkeit, sich nicht nur im Blick auf den geistlichen und den sexuellen Missbrauch in ihren Mauern und ihrem Umfeld, sondern für ihre kirchliche

Praxis im Ganzen darüber Rechenschaft zu geben, auf welche Nähe zu den Menschen sie es abgesehen hat, wie man diese Nähe gesucht, mitunter erzwungen hat. Erst in diesem größeren Handlungszusammenhang wird man die Mitschuld der Kirche an vielen Biografien des Missbraucht-Werdens und Missbrauchens einigermaßen angemessen wahrnehmen und die Mitverantwortung dafür ernst nehmen können.

Wenige Hinweise auf übergriffige pastorale Phänomene und Strategien sollen genügen. Im Zusammenhang mit Erfahrungen von geistlichem Missbrauch kamen sie zur Sprache¹:

- der Missbrauch geistlicher Macht, mit dem man meist jungen, „formbaren“ Menschen jeden Raum für kritische Reflexion und Distanzierung genommen hat;

- der Missbrauch der Gewissen, auf die man mit präskriptiver Gewalt zugegriffen hat, die man weit über die Grenzen einer verantwortlichen Gewissensbildung hinaus beherrschen wollte und mit dem Anspruch auf normative Unfehlbarkeit vergewaltigt hat;

- Unterwerfungs-Praktiken, mit denen geistlich-amtliche Autoritäten sich in die Lebensgestaltung der ihnen Untergebenen und Anvertrauten hineindrängten, ihnen Entscheidungen aufdrängten, die ihnen Leben schweren Schaden zufügten;

- Praktiken des Angst-Machens und Klein-Machens, Beschämens, aber auch Hofierens und Privilegierens, mit denen man sich in der Gefühlswelt der Menschen breitmachte und ihr Fühlen schamlos ausbeutete.

Das Sich-Hineindrängen in das Leben anderer mit ‚geistlicher‘ und mitunter auch mit körperlicher Gewalt hat die Kir-

che zur Sünderin gemacht. Nicht nur Einzelne in ihr haben sich an mehr oder weniger wehrlosen Menschen vergriffen. Das kirchliche System selbst hat sich am Evangelium und der Freiheit der Kinder Gottes versündigt, ist vielen zum Unheil geworden. Nur Gottes guter Geist wird verhindern können, dass es dem Evangelium selbst zum Schicksal wird. Viele Christinnen und Christen suchen Kirchen-Distanz, weil ihnen die Kirchen-Räume, in denen sie ihren Glauben leben wollen, zu eng geworden sind. Mitunter auch deshalb, weil ihnen die Seelsorge-Räume zu weit geworden sind. Es kommt ihnen so vor, als ziehe sich eine an sich selbst scheiternde (Amts-) Kirche in die Unantreffbarkeit zurück, weil sie lieber an klerikalen Ideologien festhält als den Menschen zu begegnen, sich von ihren Anliegen und von ihrem Glauben treffen zu lassen.

2 Nähe und Ferne

Nein, das ist nicht *die* Kirche. Es gibt die Kirche, die Kirchenmenschen, die unter all dem leiden und doch Kirche sind, sie gestalten, in ihr eine Ahnung davon lebendig erhalten wollen, wie Gott den Menschen nahekommt, wie er ihnen in seinem Christus nahegekommen ist; eine Ahnung davon, was Gottes Geist in den Menschen wirkt, wenn sie ihn lassen. So suchen sie nach Handlungsmöglichkeiten, mit denen Menschen in ihrer selbst gewählten Distanzierung, in der ihnen von Kirchenmenschen mitunter geradezu aufgezwungen rettenden Distanz, erreicht werden können. Wie kann man ihnen von Neuem und in guter Weise nahekommen, ih-

¹ Vgl. Doris Wagner, Spiritueller Missbrauch in der katholischen Kirche, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2019.

nen eine Wahrnehmung davon vermitteln, was einem selbst in der Tiefe wohltut und als Evangelium zum Leben glaubwürdig geworden, geblieben ist, wie viel Unglaubwürdigkeit die Kirche sich auch zugezogen haben mag? Den Menschen nahekommen, damit sie sich das Evangelium nahegehen lassen – mit Jesus von Nazaret selbst gesprochen: Gottes Herrschaft nahegehen lassen –, das ist die Sendung der Kirche, ihre einzige Existenz-Berechtigung. Kirche wird Glaubens-lebendig, wenn sie dafür da sein will. Sie stirbt in den Menschen, die sie aufgegeben hat und auf deren Distanzierung sie mit der eigenen Distanzierung antwortet.

Wenn das Evangelium Jesu Christi Zeitgenossen seltsam fremd vorkommt, sie erstmal wenig damit anfangen können, ist das aber nicht nur die Schuld der Menschen-Distanz und -Distanzierung, welche die Kirche zu verantworten hat. Jesu Reich-Gottes-Ankündigung spielte in einer anderen Welt, in einer Zeit- und Mentalitäts-Ferne, aus der sie nicht leicht in unsere Lebens-Nähe geholt werden kann. Wir haben es – wie Johann Baptist Metz sagte – nicht nur mit einer Kirchenkrise zu tun, sondern mit einer Gotteskrise, nicht nur mit einer selbstverschuldeten Kirchen-Fremdheit, sondern mit einer uns zugemuteten Gottes-Fremdheit. „Geht denn alles,“ – so fragt Metz – „was das Christentum heute so schwer lebbar macht und so schwer modernitätsverträglich, auf das Konto eines engstirnigen, reformunwilligen Kirchensystems oder ist daran nicht auch das Evangelium, ist daran nicht auch Jesus selbst schuld? Früher wurde er als drohender Apokalyptiker gezeichnet, heute als menschenfreundlicher Therapeut, immer wieder wurde er halbiert und sei-

ne Botschaft geteilt, so als wäre sie als ganze gar nicht auszuhalten. Bei aller Menschenfreundlichkeit Jesu: Hat er nicht auch vom Heulen und Zähneknirschen geredet, von Ärgernissen und vom Gericht? Und hat er nicht zu einer Nachfolge aufgerufen, die tatsächlich nur schwer lebbar ist? Wollte er uns nicht auf einen Weg locken, auf dem wir uns etwa immer neu heimsuchen lassen vom leidenden Antlitz der anderen, nicht nur der Nahen, sondern auch der Fremden, ja selbst der Feinde? Seine ‚frohe‘ Botschaft ist nicht identisch mit der Botschaft einer legeren Zivilreligion.“² Sie ist nicht so, dass sie uns unmittelbar nahegeht und bestätigt. Sie fordert heraus, auch zum Streiten und Widersprechen, mitunter zur Ratlosigkeit, zum Kopfschütteln. Man kann nicht immer etwas mit ihr anfangen; oft gerade das nicht, was man gern mit ihr anfangen würde und was die Kirche mitunter bedenkenlos mit ihr angefangen hat. Der gute Botschafter Jesus Christus lässt sich nicht vereinnahmen. Er bleibt – um das Modewort zu strapazieren – *Herausforderung*. Die ganze Bibel bleibt Herausforderung, die Provokation, das zu hören, was man selbst *so* nicht sagen würde und womit man nicht fertig wird; eine Provokation, mit der man zu kämpfen hat – bis sie einen segnet. Jakobs Kampf mit dem Engel, mit Gott selbst, mag uns als religionsgeschichtliches Motiv fremd sein. Als Glaubenserfahrung kann sie ganz nah sein: Nur was mir so auf den Leib rückt, dass ich damit kämpfen muss, ist mir nahegekommen. Dass Israel mit seinem Gott zu kämpfen hat, schlägt sich in seiner Offenbarung nieder: Sie ist nicht die harmonisch-sukzessive Entfaltung eines Gotteswissens, sondern ein Ringen darum, wie Gott jeweils in der Wirklichkeit „drin ist“, die man

² Der unpassende Gott. Gedanken zum Kirchenvolksbegehren, in: FAZ vom 31. August 1995, 27.

zu bestehen hat. Ein Streiten, weil unterschiedliche Erfahrungen des Drinseins und Wirkens oder Nicht-Wirkens Gottes einander auch widersprechen; man denke an das Buch Ijob. Das ist neutestamentlich unterhalb der Textoberfläche nicht viel anders. Offenbarung geschieht im Ringen darum, wie und wann man sagen darf, sagen muss, dass Gott einem nahekommmt, mit seiner Wirklichkeit beschenkt, sie uns zumutet. Genau so ist sie die Herausforderung, sich der Frage auszusetzen: Wie wird Gott uns wirklich – und was macht das mit uns?

Wer sich von Bibel und Überlieferung hereinholen lässt in den Streit, in die Verlegenheit, ins Suchen, ins stammelnde Reden von den Unterbrechungen³, in denen Gott hie und da zu uns durchkommt, der ahnt etwas von der unverfügbaren Nähe *seiner* Herausforderung. Dieser Nähe, *seinem* Nahekommen, hat kirchliches Handeln zu dienen: in Verkündigung und Sakramenten-Praxis, in Diakonie und religiöser Bildungsarbeit. Immer müsste es darum gehen, Menschen zu helfen, dass sie diese Herausforderung vernehmen und sich nahegehen lassen, wohin sie das auch führt. Die Gottes-Herausforderung schafft sich, wenn man sie durchlässt, selbst die Nähe, in der sie trifft, ohne übergriffig zu werden. Kirche ist bei ihrer Sache, wenn sie diesem Nahekommen den Weg bereitet und so den Menschen dient, die auf Gottes Nahekommen angewiesen sind, um sich selbst nahezukommen. Immer war sie in der Gefahr, Gottes-Herausforderung zu ken-

nen und den Menschen Bescheid geben zu können, was sie ihnen abverlangt, vor allem moralisch. So hat sie sich als die lehrende Kirche von der hörenden entfernt – von denen entfernt, die heute als in *participatio actuosa* Teilnehmende ernst genommen werden wollen. Darin liegt ein Aspekt der Krise, die neben der Gottes- und Glaubenskrise nicht kleingeredet werden darf.⁴ Kirche bleibt fern – die Kirche derer da droben –, wenn sie über die Menschen redet und nicht mit ihnen, wenn sie ihre Erfahrungen nicht ernst nimmt.

3 Teilnehmen

Die Kirchenkrise ist eine Partizipationskrise und resultiert aus Partizipations-Verweigerung. Die Nicht-Kleriker werden nur als Empfangende der „geistlichen Güter“ angesehen, mit denen die Menschen durch die Geweihten „beschenkt“ werden sollen. Sie kommen nicht als die selbst Gebenden, sich Einbringenden in Betracht. Vielfach verweigern sie sich heute, zumal wenn ihnen von oben Übergebenes eher als Zumutung vorkommt. Da wurde und wird immer noch ein Oben-unten-Gefälle inszeniert, bei dem sich *die da unten* gefallen lassen müssen, was ihnen von oben her zuteilwird. Heute nehmen sie immer seltener an dem teil, woran sie nicht wirklich partizipieren dürfen: an der kirchlichen Vermittlung des Gegenwärtig-Werdens Gottes, seines Messias und seines guten Geis-

³ Vgl. Johann Baptist Metz mit seiner unvergleichlich treffenden Formel: „Kürzeste Definition von Religion: Unterbrechung“ (*ders.*, Glaube in Geschichte und Gegenwart, Mainz 1977, 150).

⁴ Diese Neigung ist in Köln und anderswo ziemlich ausgeprägt; vgl. Karl-Heinz Menkes Einschätzung: „Die Krise, die die Kirche zumindest in den westlichen Gesellschaften durchlebt, ist weniger eine solche der Lehre als eine solche des Glaubens“ (*ders.*, Macht die Wahrheit frei oder die Freiheit wahr? Eine Streitschrift, Regensburg 2017, 68). Ich setze mich mit ihr in meinem Buch: Gegen falsche Alternativen. Warum dem christlichen Glauben nichts Menschliches fremd ist, Ostfildern 2021, auseinander.

tes in unserer Mitte; an der Auslegung der Quellen christlichen Glaubens für heute. Damit ist nicht alles, aber doch Entscheidendes gesagt über die Kirchen-Distanzierung-Wirklichkeit unserer Tage.

Partizipations-Verweigerung scheint zur DNA der römischen Kirche zu gehören; genauer: ein Partizipations-Verständnis, das den neuzeitlichen Akzent des Teilhaben- und selbstwirksamen Teilnehmen-Könnens weitgehend ausschließt. Das sind Fernwirkungen der antik-neuplatonischen Hierarchie-Ideologie, die durch Dionysius Areopagita in der Kirche heimisch wurde. Nach ihr geht die Heiligungs-Macht vom *einen* Göttlichen durch den Sohn im Heiligen Geist auf die Vielen in der Welt über, zunächst auf die Hierarchen, dann eher „verdünnt“ auf die unteren Ränge, schließlich auf die Ungeweihten. Die Hierarchen geben nach unten weiter, was sie in Fülle empfangen, zu denen hin, die nur noch empfangen und sich gehorsam an die zu halten haben, von denen sie empfangen. Partizipation meint hier „klassisch“: Einbahn-Kommunikation von oben nach unten, nicht etwa Teilhaben- und Mitwirken-Können aller an kirchlicher oder sakraler „Vollmacht“.⁵

Man tut seit dem Zweiten Vatikanum alles Mögliche, um diese Hierarchie-Ideologie zu modifizieren und den biblischen, insbesondere paulinischen Gedanken des Leibes Christi und der ihn aufbauenden Charismen authentischer zum Zuge zu bringen: Was der Kirche gegeben ist – der gute, kreativ-heilende Gottes-Geist –, ist ihr gegeben, damit es in der Gemeinde *geteilt* werde. Sie partizipiert an ihm als Glaubens-Partizipations-Geschehen, das – so

stellte es sich in den Jahrhunderten danach als notwendig heraus – von den kirchlichen Amtsträgern als solches zu schützen, aber eben nicht zu dominieren und zu monopolisieren ist.

Die neuplatonische Hierarchie-Ideologie hat sich als stärker erwiesen. Sie zog die klare Grenze und markierte den Abstand, den *Wesens-Unterschied* zwischen den Erstgeheiligten der Sakralsphäre und den Nicht-(mit Gottes Geist) Gesalbten, von der Profanität der Welt mehr oder weniger Gefangenenommenen, die von den Gesalbten das Rettende empfangen müssen. Über diesen Abstand hinweg konnte es nicht mehr wirklich – oder gewissermaßen außerhalb des ekklesiologischen Selbstverständnisses, etwa in manchen Orden – zur Nähe des miteinander geteilten Lebens und Glaubens aus dem Geist kommen. So tut sich die römisch-katholische Kirche schwer damit, zu beherzigen, was sie auf dem Zweiten Vatikanum neu entdeckt haben will: dass das Teilen kirchlich fundamentaler ist als das Nicht- oder Nicht-in-jeder-Hinsicht-Teilbare, die amtlichen Kompetenzen. Teilen – Leben und Glauben teilen – ist aber das elementare Geschehen einer wohltuenden, nicht übergriffigen Nähe: Teilen, Empfangen- und Geben-Dürfen in lebendiger Wechselseitigkeit, auch in der Dankbarkeit dafür, dass es Menschen in diesem Partizipations-Geschehen gibt, die dafür eine besondere Verantwortung tragen, dass man am Heilsamen, weil Gott-Gegebenen, teilhaben kann.

Wir kommen in der römisch-katholischen Kirche mit dieser einfachen Wahrheit nicht gut zurecht. Gebende und Emp-

⁵ Vgl. meine Hinweise in dem Beitrag: *Communio: Kirche teilen. Zukunftsvision mit einer inspirierenden Vergangenheit*, in: *Martin Klaedtke / Daniel Riek / Jacqueline Schlesinger / Dieter Tewes* (Hg.), *Praxis Partizipation. Voraussetzungen und Wege zu einer Kirche der Beteiligung*, Würzburg 2016, 27–49.

fangende sollten geschieden bleiben, sonst käme es zum geistlichen Durcheinander, und der Wesensunterschied der Geweihten zu den Nicht-Geweihten würde unkenntlich. Die Teilhabe der „Laien“ an kirchlichen Grundvollzügen wie der Verkündigung soll eng begrenzt bleiben, sonst würde die Vorordnung der lehrenden vor der hörenden Kirche aufgehoben. Und dann auch noch dies: Rom will ekklesiologisch zur Geltung bringen, dass nur Männer als die ihrem Wesen nach Gebenden Christus repräsentieren und geweiht werden können, die Frauen aber nicht, da es ihnen zukommt, die empfangende Kirche darzustellen. Da darf der Wesensunterschied nicht im Miteinander aufgehen.

Was soll man da noch sagen! Solange sich die Amtskirche mit ideologischen Geschlechter-Stereotypen so weit von den elementaren Gewissheiten entfernt, die das menschliche Miteinander heute unabdingbar tragen, kann es keine wirkliche Nähe zum Miteinander-Glauben an der „Basis“ geben. Die Erfahrung der Abgehobenheit der Hierarchen, der Unzugänglichkeit ihrer „Argumentationen“ und Sprachspiele, ihrer Selbst-Inszenierungen, ist fast unüberwindlich. Und sie wird doch immer wieder einmal da überwunden, wo Bischöfe ernst damit machen, ihr Amt in Glaubens- und Lebens-Partizipation wahrzunehmen und ihre Aufgabe darin sehen, ihre Mitgläubenden zu stärken und zu ermutigen.

4 Selbstvergessen?

Ideologien, auch kirchliche, lassen ihre Interessenbedingtheit erkennen; sie erwei-

sen sich als manipulativ und so als elementar unglaublich. Die kostbare Ressource Glaubwürdigkeit ist deshalb so rar, weil Verteidigung und Durchsetzung eigener Interessen irgendwie das Selbstverständlichste von der Welt sind und die Menschen gelernt haben, sich von Interessen-Vertretern nicht vereinnahmen zu lassen. Man hält sie auf Abstand, lässt sie nicht zu nahe an sich heran. Wer weiß, was sie mit einem machen würden! Der alltägliche Umgang mit dem alles mitbestimmenden Interessen-Kampf macht auch illusionslos. Jeder muss darauf sehen, dass er sich behauptet. Man hat es immer mit mehr oder weniger ausgeklügelten Strategien zu tun, eigene Interessen zu verfolgen: Vertuschungs-Strategien, Macht- und Einfluss-Erhaltungs-Strategien, finanzielle Interessen. Eine gewisse „Beimischung“ eigener Interessen nimmt man hin. Aber was zu viel ist, ist zu viel.

Bei der Kirche als Großinstitution wird es vielen zu viel. Das kriegen die Kirchenmenschen vor Ort ab. Oft nimmt man ihnen in der persönlichen Begegnung Einfühlsamkeit und eine gewisse Selbstvergessenheit ab. Sie sind tatsächlich für mich da. Man lässt sie ein ins eigene Leben, erfährt ihre Präsenz und ihr Wirken als hilfreich – und dann beschleicht einen wieder der Verdacht: Brauchen sie das nicht auch und vor allen für sich selbst, dass sie als wohltuend wahrgenommen und geschätzt werden? Die Diskussion um das *Helfer-Syndrom* hat gezeigt, wie nicht nur Kirchenmenschen diesem Verdacht ausgesetzt sind.⁶ Und außerdem: Sind diese Kirchenmenschen nicht doch Funktionäre einer Kirche, der es letztlich wenig darauf ankommt, dass die Menschen in ihr

⁶ Vgl. Wolfgang Schmidbauer, *Die hilflosen Helfer. Über sie seelische Problematik der helfenden Berufe*, Reinbek b. Hamburg 1977.

die Hilfe finden, die sie hier suchen; die es, wenn es hart auf hart geht, darauf abgesehen hat, organisatorisch und amts-ideologisch durchzukommen, auch wenn das den Rückzug des personalen Angebots aus dem Nahbereich mit sich bringt?

Es gehört zu einem reifen Realismus, mit gemischten und zwiespältigen Motiven irgendwie zurechtzukommen und auf die Interesse-Bedingtheit von Überzeugungen und Handlungen nicht sofort mit Abwehr zu reagieren, sondern mit Abwägen: Was lasse ich zu? Wo geht es mir zu weit? Wo muss ich mich gegen den Zugriff von Interessen schützen, denen ich mich aus wohlervogenen Gründen nicht aussetzen und mit denen ich mich nicht identifizieren will?

Kirche lebt gesellschaftlich noch davon, dass sie bei vielen einen Vorschuss an Vertrauen genießt. Dieses Vorschusses erfreut sie sich eher, wenn man ihr selbstvergessene Dienstbereitschaft anspricht: Ja, es geht uns zuerst um dich, nicht darum, dass wir dich rekrutieren, für kirchliche Aktivitäten, Überzeugungen und Interessen engagieren. Mit Worten allein ist da wenig zu machen; es ist eine Sache der Atmosphäre, des ernsthaften Miteinanders, die so viel Anvertrauens-Würdigkeit entstehen lässt, die Bereitschaft, mich zu öffnen und involvieren zu lassen. Der Vertrauens-Vorschuss ist schnell aufgebraucht, die Barrieren sind schnell aufgerichtet. Mit der Selbstlosigkeit wird viel Schindluder getrieben. Aber es ist nun einmal nicht zu ändern: Kirchenmenschen – ob Amtsträger oder Laien – können ihren Mitmenschen nur nahekomen und nahe sein, wenn das als ihr Haupt-Interesse wahrgenommen wird: Ich erlebe, dass es gut ist, mit dem Zutrauen und

der Hoffnung unterwegs zu sein, die ich mit Jesus Christus verbinde und die in der Kirche gepflegt und gefeiert werden. So biete ich dir an, wahrzunehmen, was gut für mich ist.⁷ Vielleicht ist es auch gut für dich! Aber vielleicht sollte es damit ja gar nicht anfangen, sondern mit der ein wenig „selbstvergesseneren“, ernstgemeinten Frage: Was können, sollen wir dir anbieten, hier und jetzt? Was brauchst du – von uns? Es ist die Frage, die Nähe und Freiheit anbietet, Freiheit erfahrbar macht. Wenn sie meint, was sie sagt. Selbstvergessenheit macht frei.

Da kann durchaus auch Selbst-Interesse mit im Spiel sein: Wie gut tut es mir doch, wenn ich dir etwas anbieten kann und zu bieten habe; wenn auch du schätzen kannst, was mir wichtig ist! Daran ist kirchlich nichts Ehrenrühriges. Zum hilflosen Helfer wird man erst, wenn die *Aufmerksamkeit für dich* hinter der Anstrengung verschwindet, Bestätigung zu finden. Die Spannung zwischen Selbstvergessenheit und Eigen-Interesse ist menschlich, so auch kirchlich unvermeidlich. Sie sollte aber nicht dadurch strapaziert werden, dass Kirchen-Obere eher am Image der Kirche als an denen interessiert sind, die man ihrer Obhut anvertraut hat – an dem, was sie brauchen.

5 Diakonisch und solidarisch

Wahrscheinlich ist die Botschaft *Es geht mir wirklich zuerst um dich!* zu plakativ selbstlos, als dass sie überzeugen könnte. Eher so: Es geht mir *um uns*, darum, dass nicht Mutlosigkeit und Zynismus das Feld beherrschen; darum, das Lebensdienliche,

⁷ Der Brief der französischen Bischöfe an die Katholiken in Frankreich *Proposer la foi* vom 11. Juni 2000 schlägt diesen Ton an.

Befreiende des Glaubens zu erfahren, diese Erfahrung zu teilen, daran mitzuwirken, dass sie einigermaßen überzeugend bezeugt werden kann. Es geht mir um das Mitarbeiten in der Vertrauens-Arbeit: dass Menschen, dass wir selbst um Gottes Willen Zutrauen fassen können zu einem alternativen Leben, in dem unser Herz weniger an den Götzen dieser Zeit hängt, weil es, mit vielen Wenn und Abers, oft wenig entschieden und mit zu wenig Konsequenz, an Gott hängt⁸, an der Hoffnung auf ihn, in der gläubigen Ungewissheit auch, wie sich diese Hoffnung erfüllen wird. Kirchen, Kirchenmenschen, Kirchen-Beziehungen, Kirchen-Räume werden den Menschen hilfreich, wenn sie dazu dienen, sich in diese Lebens-Alternative, in diese Hoffnung einzuleben; wenn in ihnen die Solidarität von Menschen erlebt wird, die das nicht schon erreicht haben, sondern sich mittendrin wissen im Ausprobieren der Alternative mit Gott, im Unterwegs-Sein mit Glaubens-Hoffnungs-Ressourcen, mitunter nur Hoffnungs-Partikeln, im Miteinander von Menschen, welche die Hoffnung nicht verloren geben, dass die Liebe zu etwas Gutem führt, weil Gott sie vollendet – und die sich bereit machen, davon überrascht zu werden, wie das geschieht.

Weiterführende Literatur:

Christoph Theobald, Hören, wer ich sein kann. Einübungen, hg. von Reinhard Feiter und Hadwig Ana Maria Müller (Bildung und Pastoral 5), Ostfildern 2019.

Das klingt so vorläufig, so experimentell, als wären Kirchen und Gemeinden Laboratorien, in denen noch herauskommen muss, was der Glaube eigentlich ist und bewirkt – worauf er hofft. Aber genauso ist es: dass wir miteinander unterwegs sind, um das miteinander herauszubekommen. Als Unterwegs-Gefährtinnen und -Gefährten wären wir einander einfühlsam nah. Und die Kirchen – nicht sie allein – gäben uns den Rückhalt, gäben uns den Proviant und ihre Erfahrungen mit, dass wir gut unterwegs sein können; sie ließen uns einkehren in ihre guten Räume, Räume der Erinnerung und des Vertrauens, des Verstehens und Feierns, des Ausruhens, des Freiwerdens, der Heilung und des Sterbens in Hoffnung, hoffentlich. Das wären diakonische Kirchen, Gemeinden und Kirchenmenschen. Mit ihrem Dienst am Glauben und an der Hoffnung auf die Liebe sollten sie uns und der Welt nicht fehlen. Aber sie dürften sich nicht selbst im Weg stehen. Sonst können sie nicht da sein, wo sie lebensnotwendig gebraucht werden.

Genau so geschieht es vielfach. Genau so lebt Kirche die Nachfolge des *Diakons* Jesus (vgl. Mk 10,44–45 parr.), der gekommen ist, die Menschen aus ihren lebensschädlichen Gefangenschaften auszulösen, damit sie in die Gottesherrschaft aufbrechen und guter Hoffnung sein können. Wo dieser Dienst geleistet wird, werden Menschen ihn annehmen und auch daran teilnehmen; wird Kirche das sein, was sie sein soll und sein kann, wird man ihre Nähe suchen und zulassen. Dass es eine gute, auch im Sinne des Diakons Jesus geistliche Nähe

⁸ Luther kann in seiner Erläuterung des Ersten Gebots im Großen Katechismus so reden: Der Glaube „fasst“ Gott. „Das aber heißt ihn fassen, wenn ihn das Herz ergreift und an ihm hängt. Mit dem Herzen aber an ihm hängen ist nichts anderes, als sich gänzlich auf ihn verlassen“ (Otto Clemen (Hg.), Luthers Werke. 4. Band, Berlin 1967, 5 f.). Das spielt auf Jer 12,3 an, wo der Prophet in seinen „Bekennnissen“ sagt: „Du jedoch, Herr, kennst und durchschaust mich; du hast mein Herz erprobt und weißt, dass es an dir hängt.“

ist, zeigt sich daran, dass sie einem zutiefst menschlichen Kriterium genügt; ich verdanke es in dieser Formulierung einem Arzt, der seine Wahrheit am Krankenbett erleben darf: Wenn man einem Menschen wirklich nahekommt, richtet er sich auf.⁹

Der Autor: *Jürgen Werbick*, geboren 1946 in Aschaffenburg, habilitierte sich 1981 in München für Fundamentaltheologie und Ökumenische Theologie, war von 1982 bis 1994 Professor für Systematische Theolo-

gie an der Universität Siegen und von 1994 bis 2011 Professor für Fundamentaltheologie in der Katholisch-Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster. Buchpublikationen aus den letzten Jahren: *Kleine Gotteslehre im Dialog mit Papst Franziskus* (2018), *Christlich glauben. Eine theologische Ortsbestimmung* (2019) jeweils im Herder Verlag, Freiburg i. Br.–Basel–Wien, *Gegen falsche Alternativen. Warum dem christlichen Glauben nichts Menschliches fremd ist*, Ostfildern 2021; GND 115666567.

⁹ In: Die Zeit, Nr. 7 vom 11. Februar 2021, 56.

Politische Theologie

Jan Niklas Collet / Julia Lis / Gregor Taxacher (Hg.)

**RECHTE NORMALISIERUNG
UND POLITISCHE THEOLOGIE**

Eine Standortbestimmung

Koproduktion mit dem Institut für
Theologie und Politik, Münster

Die theologischen Reflexionen dieses Bandes sehen die Frage nach dem Umgang mit der »rechten Normalisierung« nicht bloß als eine pragmatische, sondern als eine genuin theologische: Kann eine politische Theologie hier gegensteuern?

280 S., kart., ISBN 978-3-7917-3287-9
€ (D) 26,95 / € (A) 27,80 / auch als eBook



VERLAG FRIEDRICH PUSTET



VERLAG-PUSTET.DE